

Eine enge Beziehung verbindet den Balkan und die Schweiz

1948 kam es zum Bruch zwischen Tito und Stalin: Die NZZ wertete die Entwicklung in Jugoslawien überraschend positiv. Es begann eine intensive Beziehungsgeschichte zwischen der Schweiz und dem sozialistischen Vielvölkerstaat. Von Thomas Bürgisser

Tito interessierte sich für die NZZ. Aus dem Hochsommer 1945 ist die Anekdote überliefert, wie Eduard Zellweger, der erste Schweizer Gesandte im sozialistischen Jugoslawien, beim damaligen Ministerpräsidenten seinen Antrittsbesuch abstattete. Zellweger fragte Tito, was er für das kriegsversehrte Land tun könne: «Besorgen Sie uns doch drei Abonnements der «Neuen Zürcher Zeitung», so Tito, «wir benötigen den Wirtschaftsteil.» Jugoslawien befand sich im Wiederaufbau. Der jahrelange Partisanenkrieg gegen Besatzungsmächte und Kollaborationsregime hatte das Land aufgerieben und ausgeblutet. Belgrad war auf Wirtschaftshilfe angewiesen: vom «grossen Bruder» in Moskau, von den westlichen Alliierten – und von Neutralen wie der Schweiz.

Wenige Jahre später, im Juni 1948, kam es zum offenen Konflikt zwischen Belgrad und Moskau (vgl. Kasten). Jugoslawien wurde aus der Familie der «sozialistischen Brudervölker» ausgestossen und fand sich isoliert zwischen den Machtblöcken in Ost und West. «So standen die jugoslawischen Kommunisten plötzlich ganz allein», schrieb Ernst Halperin in seinem monumentalen Werk «Der siegreiche Ketzler» über dieses Schicksalsmoment. Als profund Kenner der Materie analysierte der Journalist – selbst ein «geläuterter Kommunist» – ab 1949 vor Ort, später aus Wien, für die NZZ das Geschehen in Jugoslawien. Bald schon konnte Halperin in dieser Zeitung darüber berichten, wie sich aus dem machtpolitischen Konflikt eine fruchtbare Auseinandersetzung um den Aufbau einer alternativen sozialistischen Gesellschaft entwickelte.

«Naturgesetze der Wirtschaft»

In den 1950er Jahren stellten die jugoslawischen Kommunisten die Weichen für eine gesellschaftspolitische Liberalisierung und eine wirtschaftliche Öffnung zum kapitalistischen Ausland. Unter dem Schlagwort der «sozialistischen Marktwirtschaft» traten die Unternehmen frei von staatlichen Vorlagen in

einen Wettbewerb mit der Konkurrenz im Inland und auf den Weltmärkten. In Abgrenzung zur Planwirtschaft des sowjetisch dominierten Ostblocks entwickelte sich eine an Angebot und Nachfrage orientierte, moderne Industrie- und Konsumgesellschaft. Die Abkehr von der staatlichen Kommandowirtschaft erwies sich als Erfolg: Alle «auf den blasierten westlichen Menschen schon banal und abgedroschen wirkenden Sätze» über die «Naturgesetze der Wirtschaft», schwärmte Halperin, «haben sich in Jugoslawien auf die frappanteste Weise als buchstäblich wahr erwiesen».

Als Nachfolger Halperins auf dem Wiener Korrespondentenposten berichtete der Winterhurer Viktor Meier bis 1966 aus Jugoslawien. Er war ein Kenner der Arbeiterselbstverwaltung, der er eine Nähe zum Stützungs- und Genossenschaftswesen der Schweiz attestierte. Das hinderte ihn nicht an Kritik. 1955

schilderte er, wie der stagnierende Reformprozess die Menschen in «tiefe Resignation» geworfen habe, und prangerte «die hochstaplerische Verschwendungssucht der kommunistischen Herrschaft» an. Daraufhin erhielt er während Jahren kein Einreisevisum für Jugoslawien mehr. Nach einem neuerlichen «Augenschein» Meiers 1959 wurde der Verkauf der NZZ-Ausgabe mit seinem Artikel gar verboten. Meier traf offenbar einen wunden Punkt, als er die proklamierte «sozialistische Demokratie» als «blosses Vernebelungsmanöver» der Partei bezeichnete.

Gegenüber seinen Bürgern gab sich das jugoslawische Regime in der Tat nur so weit liberal, als das absolute Machtmonopol der Kommunisten nicht infrage gestellt wurde. Dies machte Tito in einem exklusiven Interview mit der NZZ bereits im Mai 1953 klar. Als Halperin und der nachmalige Chefredaktor Fred



Tito gewährt 1953 Fred Luchsinger (von links), dem nachmaligen Chefredaktor der «Neuen Zürcher Zeitung», und dem NZZ-Korrespondenten Ernst Halperin ein Interview.

Luchsinger bei schwarzem Kaffee und Zwetschenbrand in der luxuriösen Belgrader Residenz an den Marschall die «unvermeidliche Frage nach der Wiederherstellung der politischen Freiheit» richteten, antwortete Tito lächelnd: «Erwarten Sie das nicht von uns.» Dieser Satz sollte bis zum Ende des sozialistischen Jugoslawien seine Gültigkeit behalten.

Dennoch brachte die neue Reformwelle ab 1965 eine Liberalisierung. Das Selbstverwaltungsexperiment nahm Konturen an: In Konkurrenz zur Partei sowie einer neuen «Managerklasse» pochten die Betriebsorgane auf ihr Mitbestimmungsrecht. Im Westen wurde das jugoslawische Modell angeregt diskutiert. Selbst Skeptiker wie Viktor Meier würdigten es als «wahrhaft demokratische Errungenschaft». Gerade im Kontrast zu den starren soziopolitischen Strukturen im Ostblock blieb Jugosla-

wien für die NZZ ein Lichtblick. Eric Mettler, der Chef der Auslandsredaktion, hielt 1969 während einer Reportagerese, unter dem Eindruck der Niederschlagung des Prager Frühlings, fest: «Der Sozialismus mit menschlichem Gesicht – hier ist er weitgehend Tatsache.» Ohne das Schisma von 1948 wäre solch ein positives Urteil über den «Grad an Freiheit und Prosperität» in Jugoslawien wohl nie ausgesprochen worden.

Jugoslawisches Rivella

Das jugoslawische Schicksalsjahr 1948 markiert auch in Bezug auf die Beziehungen zur Schweiz einen bedeutungsvollen Wandel. Der Zufall wollte es, dass kurz nach dem Bruch zwischen Stalin und Tito ein unterschrittsreifes schweizerisch-jugoslawisches Handelsabkommen vorlag. Nach anfänglichen Hemmnissen erwies sich dieser frühe Marktzugang als

setzte. Auch bei zahlreichen einfachen Partisanen genoss Stalin Kultstatus. Diese «Informbirovi» wurden jetzt aufgespürt und in Straflager gesteckt – das berüchtigtste wurde Goli Otok, eine öde Insel in der Adria, auf der bis zu 16 000 Gefangene darboten. Zeitweise befürchtete Belgrad eine Invasion der Sowjetunion, was dazu führte, dass die Armee ihre Verteidigung gegen Osten ausrichtete. 1953 schloss Tito ein Militärbündnis mit den Nato-Staaten Griechenland und Türkei. Aber er hatte nicht im Sinn, sich aus Stalins Fängen in die Umarmung des Westens zu flüchten. Er hielt Distanz und suchte seine Verbündeten in der Ferne bei Ländern wie Indien, Ägypten und Indonesien, die sich vom Kolonialismus befreit hatten. So entstand 1961 in Belgrad die Bewegung der Blockfreien.

Auch ideologisch löste die Abkehr von der Sowjetunion einen Erneuerungsprozess aus. Jugoslawien suchte

nach einer eigenen Form des Sozialismus. Der Sowjetkommunismus wurde als Irrweg kritisiert, auf dem die Werktätigen durch den Staat versklavt würden. Unter dem Vordenker Edvard Kardelj, einem Slowenen, wurde das Konzept der «Arbeiterselbstverwaltung» entwickelt und nach 1950 schrittweise umgesetzt. Auch wenn deren Ineffizienz schliesslich grösser war als das Mitspracherecht der Arbeiter, wurde sie – neben der Blockfreiheit – ein Kennzeichen des jugoslawischen Sonderwegs. Seine dritte Eigenart schliesslich war die Dezentralisierung des Staates auf ethnonationaler Basis. In verschiedenen Verfassungsreformen wurden die Rechte der Teilrepubliken und ihrer Titularnationen immer weiter ausgebaut. Aus dem Bundesstaat wurde ein Staatenbund, dessen innere Grenzen nach dem Ende des Kalten Krieges die Bruchstellen des Landeszerfalls werden sollten.



Tito gewährt 1953 Fred Luchsinger (von links), dem nachmaligen Chefredaktor der «Neuen Zürcher Zeitung», und dem NZZ-Korrespondenten Ernst Halperin ein Interview.

MUSEUM OF JUGOSLAVIA, BELGRAD

voller Erfolg. Seit 1954 rüsteten jugoslawische Werften ihre Frachtschiffe mit in Lizenz produzierten Sulzer-Dieselmotoren aus. In den 1960er Jahren folgten weitere Kooperationen und Joint Ventures mit jugoslawischen Firmen: Brown Boveri zum Beispiel spannte mit dem Zagreber Elektromotorenwerk Rade Končar und Jugoturbina in Karlovac zusammen. Ciba-Geigy mit dem kroatischen Arzneiersteller Pliva und Nestlé mit dem Nahrungsmittelkonzern Podravka. Es gab jugoslawischen Stocki, jugoslawische Toblerone und jugoslawisches Rivella. Schweizer Uhren fanden einen reisenden Absatz.

Jugoslawien wurde in den 1960er Jahren zum bedeutendsten Handelspartner der Schweiz in Osteuropa und einer der wichtigsten Kunden der hiesigen Exportindustrie. Dass die exzessive Einkaufspolitik weit über den Verhältnissen des Landes lag, hinderte die Schweizer Grossbanken nicht daran, dieses mit grosszügigen Krediten zu alimentieren. Die Handelsbilanz schlug bis 1991 mit einem Defizit von insgesamt acht Milliarden Franken zu Lasten Jugoslawiens zu Buche. An der Schuldenwirtschaft, die das Land im Verbund mit den sich immer stärker akzentuierenden Nationalitätenkonflikten in die Krise schlitzen liess, verdiente die Finanz- und Werkplatz Schweiz gut mit. Die repressiven Seiten des Regimes wurden oft kleingeredet. Bis kurz vor dem Staatszerfall galt das Land – nicht nur in der Schweiz – als Zukunftsmarkt und Vorreiter für den sich abzeichnenden Transformationsprozess in Osteuropa.

Aus dem lange prosperierenden Wirtschaftsaustausch ergaben sich drei folgenreiche Entwicklungen. Erstens kam es zu einer Vielzahl menschlicher Kontakte mit Jugoslawien. Nach der Abschaffung der Visumpflicht durch Belgrad 1967 besuchten jeden Sommer über 100 000 Ferienreisende die jugoslawische Adriaküste. Das Land etablierte sich neben anderen Mittelmeerländern der touristischen Alternative. Darüber hinaus entwickelte sich in Medien und Politik ein nachbarschaftlicher Diskurs über

das Balkanland. Zum ebenfalls föderalistisch verfassten Jugoslawien bestanden zahlreiche Affinitäten: Das mehrsprachige und multikonfessionelle Land, bedacht auf Unabhängigkeit und Bündnisfreiheit, ein international gut vernetzter und wehrhafter Sonderfall, wo gesunder Pragmatismus mehr zu gelten schien als Ideologie, erschien manchen Beobachtern gar nicht so weit entfernt vom helvetischen Selbstbild im Kalten Krieg.

Zweitens beteiligte sich die Eidgenossenschaft in wachsendem Ausmass finan-

Schweizer Grossbanken alimentierten Belgrads exzessive Einkaufspolitik mit grosszügigen Krediten.

ziell und politisch am Erhalt des jugoslawischen Regimes. Im Bundeshaus war es ein vordringliches aussenpolitisches Ziel, die von der UdSSR unabhängige Position des blockfreien Staates zu erhalten. Als Katalysator dieser Entwicklung diente die Interessenkonvergenz zwischen Bern und Belgrad, die sich innerhalb der 1975 gegründeten Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE, aus der 1995 die OSZE hervorging) herauskristallisierte.

Zahnärzte kommen

In der Folge bildete sich eine überraschend enge Partnerschaft zweier Sonderfälle zwischen den Machtblöcken in Ost und West heraus. In den 1980er Jahren übernahm die Schweizer Diplomatie gar eine führende Rolle bei der Koordination internationaler Finanzhilfen für die darbenende Volkswirtschaft. Ohne «1948» wäre dies in der zutiefst antikomunistisch eingeeimpften Politlandschaft Schweiz nie möglich gewesen.

Die dritte, mit Abstand nachhaltigste Konsequenz aus den engen Handelsbeziehungen war die Migration. Ab den 1950er Jahren hatten schweizerische Maschinen-, Elektro- und Pharmaunternehmen zahlreiche Facharbeiter aus Jugoslawien angeworben. Auch viele Ärztinnen und Zahnärzte kamen. Auf die vollständige Liberalisierung der Ausreise Mitte der 1960er Jahre folgten Massenrekrutierungen von Saisoniers und Gastarbeitern durch den Bauernverband, die Spitäler, den Hotelierverein und vor allem durch das Baugewerbe.

In den 1990er Jahren schliesslich fanden zahlreiche Kriegsflüchtlinge Aufnahme in der Schweiz. So leben heute über 300 000 Bosnier, Kosovaren, Kroaten, Mazedonier, Montenegriner, Serben und Slowenen in unserem Land. Zehntausende haben zudem das Schweizer Bürgerrecht erworben. Rund eine halbe Million Einwohner hat einen «jugoslawischen Migrationshintergrund».

In absoluten Zahlen gibt es nur in Deutschland und Österreich eine postjugoslawische Diaspora vergleichbarer Grösse. Prozentual gesehen liegt ihr Anteil an der Bevölkerung massiv höher als in anderen Migrationszielen in Europa und Übersee. Einzigartig ist zudem die soziale, kulturelle, konfessionelle und sprachliche Heterogenität dieser Gruppe, welche die Gesellschaft des untergegangenen Vielvölkerstaats Jugoslawien spiegelt. Ihr Einfluss zeigt sich derzeit in der Fussballnationalmannschaft: Sieben Spieler im 23-köpfigen WM-Kader von Trainer Petkovic haben familiäre Wurzeln im ehemaligen Jugoslawien. Über die Migration ist die Schweiz auch eine postjugoslawisch geprägte Gesellschaft. Das kommunistische Schisma von 1948 legte den Grundstein dazu.

Thomas Bürgisser ist Historiker und Autor des Buchs «Wahlverwandtschaft zweier Sonderfälle im Kalten Krieg. Schweizerische Perspektiven auf das sozialistische Jugoslawien 1943–1991» (Diplomatische Dokumente der Schweiz, Bern 2017).